



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unsre Volksschulbildung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist wirklich wert, erhalten zu werden zum Nutzen mancher gelehrten Herren und manches Staatsgerichtshofes. Wenn z. B. bei uns ein Hochverratsprozeß spielt und der Angeklagte befragt wird: Sie wollen also den Staat über den Haufen rennen und Gebietsstücke gewaltsam losreißen? so könnte man einem Geständigen zuweilen auch wie der alte Powel sagen: Nun, stürzen Sie nur den Staat, und reißen Sie ein Stück ab. Vor der Hand gehen Sie nach Hause.“

Das Ergebnis unsrer Untersuchung ist: in der Frage der Arbeitslosigkeit haben die Sozialisten gegen die Lobredner der heutigen Gesellschaft Recht; was die andern drei Punkte anlangt, so mag immerhin die Sterblichkeit und die Zahl der aus öffentlichen Kassen unterstützten Armen, vielleicht auch die Zahl der Verbrechen stetig abnehmen, aber zu Gunsten des heute herrschenden Kapitalismus und Industrialismus läßt sich daraus nichts folgern.



Unsre Volksschulbildung



Allgemeine Volksaufklärung, geistige Befreiung der Massen, Beteilung aller an den Errungenschaften des geistigen Fortschritts, Popularisierung der Wissenschaften, Hebung des Volksschulunterrichts — so lauten einige jener bestechenden Schlagwörter, mit denen sich die in unsern Tagen herrschenden sozialpolitischen Lehren und Gemeinwohlfaßtsbestrebungen einladend zu schmücken lieben. Man spricht sie mit der gläubigen Verehrung aus und nach, die einem unantastbaren Dogma gebührt. Wenn sich ein Andersdenkender dabei auf einem ipe-
tischen Wimperzucken betreffen ließe oder sich gar so weit vergäße, es als einen sozialpolitischen Mißgriff zu beklagen, die untern Volksklassen mit einem Maß von Wissen und Bildung auszustatten, das über die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen dieser Klassen hinausgeht, so thäte er es auf die Gefahr hin, von der öffentlichen Meinung zum mindesten als wüster Reaktionär, wenn nicht gar als Volksfeind und Volksverräter gebrandmarkt zu werden. Daher hat es uns, deren Herz sich von derartigen keßerischen Regungen keineswegs frei weiß, mit aufrichtiger Genugthuung erfüllt, vor einiger Zeit ein hochangesehenes Organ der liberalen Presse, die Hamburger Nachrichten, einem allmächtigen Vorurteil Trotz bietend, für eine Vereinfachung des Volksschulunterrichts eintreten zu sehen, und zwar nicht etwa deshalb, weil ein auf eine zu hohe Stufe der Ausbildung abzielender Schulplan eine Vereitlung des darin vorgesehenen Unterrichtszwecks besorgen lasse, also nicht aus pädago-

gischen Rücksichten, sondern, wohlgemerkt, aus der nicht genug zu beherzigenden sozialpolitischen Erwägung, daß ein Übermaß der Volksschulbildung den Angehörigen der untern Stände Unzufriedenheit mit ihrer Lage einflößt, sie der Sozialdemokratie zuführt und dadurch Gefahren heraufbeschwört, die dem Fortbestande der staatlichen Ordnung verhängnisvoll zu werden drohen.

Wir können es uns nicht versagen, zunächst aus einem in der genannten Zeitung (am 17. März v. J.) unter der Überschrift „Der ländliche Volksschulunterricht“ veröffentlichten Aufsatz die uns besonders charakteristisch erscheinenden Sätze wiederzugeben und dabei auf ihre Tragweite hinzuweisen, sollte sich auch der Verfasser des Aufsatzes selbst durch seinen politischen Parteistandpunkt behindert sehen, sie in vollem Umfange anzuerkennen.

Der Verfasser bekennt sich als Gegner des damals eben gefallenen Schulgesetzentwurfs, erklärt aber in einem Punkte die Anschauungen der Widersacher des Entwurfs nicht zu teilen, und zwar in Bezug auf den ländlichen Volksschulunterricht. Er will der landläufigen Ansicht, je mehr Fächer der Unterricht umfasse, desto mehr Nutzen habe Staat und Volk davon, keine höhere Bedeutung zugestehen als die einer schönklingenden Phrase, der die Wirklichkeit widerspreche. „Wir halten es — sagt er — für schädlich, die Dorfschulkinder mit einem Maße von geistiger Bildung auszurüsten, das ihnen die Existenz, die sie ihrer Mehrzahl nach später im landwirtschaftlichen Betriebe (als Knechte, Mägde u. dergl.) zu führen haben, verleiden muß, sie mit ihrem Schicksal unzufrieden macht und sie dazu bringt, sich für die Arbeit hinter dem Pfluge und im Stalle für zu gut zu halten.“

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieser von der ländlichen Volksschule handelnde Satz seinem Grundgedanken nach auch auf ihre städtische Schwester zutrifft, denn die Nachteile, die aus dem gerügten Mißverhältnis der Schulbildung zu der spätern Lebensstellung des Volksschülers entspringen, müssen sich unfehlbar auch bei den Zöglingen der städtischen Volksschule geltend machen. Nun aber wird die Zahl derer unter ihnen, denen später eine Lebensstellung beschieden ist, die in Betreff ihres Bedarfs an Schulbildung mit dem gewöhnlicher ländlicher Arbeiter auf einundderselben Stufe steht, eine sehr beträchtliche sein, auch dann noch, wenn man die Nachkommenschaft jenes Teils des städtischen Proletariats nicht mit in Rechnung zieht, der sich, nach der weiteren Darlegung des Verfassers, aus der ländlichen Arbeiterbevölkerung rekrutiert, die durch die Einflüsse des Dorfschulunterrichts, mit ihrem Geschick entzweit, in zahlreichen Scharen den großen Städten zuströmt. So trifft auch die städtische Volksschule der Vorwurf, vielen ihrer ehemaligen Zöglinge „ihre Existenz zu verleiden und sie mit ihrem Schicksal unzufrieden zu machen.“ Ist dem aber so, woran wir nicht zweifeln, so folgt daraus, daß der Volksschulunterricht überhaupt in seiner heutigen Verfassung einem ansehnlichen Bruchteil unsrer Bevölkerung zum Unsegen ausschlägt.

Diese Thatsache sollte hinreichen, uns über das Bedenkliche der herrschenden Theorie und Praxis, die Volksschule in den Dienst der Volksaufklärung quand même zu stellen, die Augen zu öffnen. Das Übel trägt aber nicht bloß einen privaten Charakter an sich, wenn diese Bezeichnung überhaupt da statthaft ist, wo die Einzelseexistenzen, die es bedroht und trifft, nach Millionen zählen, sondern es hat zugleich eine ernste öffentliche Gefahr zur Folge. Der Verfasser der angeführten Aufsätze hat sich damit begnügt, die daraus erwachsenden großen „Kalamitäten“ im allgemeinen anzudeuten, „die nicht nur das Erwerbsleben der Nation bedrohen, sondern auch gegen das Staatsinteresse verstoßen, das an die Beschränkung der Zahl der Unzufriednen und der sozialistischen Massen in den großen Städten gebunden ist,“ allein zu überhören ist der Anklang nicht, den diese Andeutung enthält an die bekannte Mahnung: Videant consules!

Noch deutlicher läßt sich dieser Warnungsruf vernehmen aus der eingehenden Betrachtung, die die Hamburger Nachrichten vom 31. März v. J. den „Verschiebungen“ widmen, in denen „die zwischen Volkskraft und Wehrkraft bestehenden untrennbaren Beziehungen“ zur Zeit begriffen sind. Ihr Gedankengang, der unsern eignen Anschauungen durchaus entspricht, ist in der Kürze folgender. Das stärkste, ja das einzig haltbare Bollwerk, das dem Staat und der Gesellschaft gegen die Wogen des Umsturzes Schutz zu bieten verspricht, ist das Heer. Die soziale Frage ist, wie Fürst Bismarck sich vor einigen Jahren ausdrückte, eine militärische Frage. Die Widerstandsfähigkeit dieser Schutzwehr aber beruht wesentlich auf der Zuverlässigkeit des Gehorsams, auf dem guten Geist, auf der Disziplin, die in den Reihen des Heeres herrschen. In alledem ist der Wert des aus der städtischen Bevölkerung hervorgehenden Rekruten weit geringer, als der des ländlichen, denn bei ihrer Schätzung kommen die sittlich und politisch zersetzenden Einflüsse in Anschlag, denen der städtische Wehrpflichtige bis zu seinem Eintritt ins Heer ausgesetzt war, vor denen der in relativ gesunden Verhältnissen aufgewachsene ländliche Wehrpflichtige bis dahin bewahrt blieb. Eine Zunahme der städtischen Bevölkerung auf Kosten der ländlichen muß somit, abgesehen von der den ländlichen Wehrpflichtigen in höherm Maße eignen physischen Tüchtigkeit, unfehlbar eine Schwächung der moralischen Zuverlässigkeit des Heeres mit sich bringen und ist daher mit einer Erschütterung der Grundlage, auf der die Sicherheit der öffentlichen Ordnung in erster Linie beruht, gleichbedeutend. Reichen wir diesen Folgerungen den Gedanken an, dem der Aufsatz der Hamburger Nachrichten vom 17. März Ausdruck giebt, nämlich „daß die heutige Gestaltung des ländlichen Volksschulunterrichts den massenhaften Wegzug der ländlichen Jugend in die Großstadt und das Anwachsen des städtischen Proletariats in der Hauptsache mit verschuldet,“ so ergiebt sich als Schlußsatz von selbst, daß die ländliche Volksschule ihre gemeingefährliche Wirksamkeit mittelbar auch in der besondern

Richtung bethätigt, daß durch sie das Heer in seiner Brauchbarkeit als „Instrument des Staatswohls und der Staatsicherheit“ starken Abbruch erleidet. Daß es die städtische Volksschule dabei an ihrer Mitwirkung nicht fehlen läßt, wird keiner Auseinandersetzung bedürfen, ein Hinweis auf die schon gekennzeichnete Unzufriedenheit mag genügen, die ein unzweckmäßiger Volksschulunterricht sowohl in der Stadt als auf dem Lande bei einer großen Zahl seiner ehemaligen Empfänger zu erzeugen geeignet ist und thatsächlich erzeugt, und auf den Vorschub, der dadurch unheilvollen Einflüssen, namentlich sozialpolitischer Natur unvermeidlich geleistet wird.

Aber dürfen wir nicht der Haltbarkeit jenes Bollwerks, auf dem unsre Hoffnungen ruhen, ohne Sorge vertrauen? Würden wir uns nicht entgegen-gesetzten Falles der Schwarzseherei schuldig machen? Liegt der Zeitpunkt nicht jedenfalls in unabsehbarer Ferne, wo der Geist des deutschen Heeres die Mannszucht — um mit den Hamburger Nachrichten zu reden — nicht mehr ertragen und vertragen wird? Man hüte sich, diese Fragen allzu zuversichtlich zu bejahen! Zu dieser Stunde zwar ist der Boden, in dem die Mannszucht unsers Heeres wurzelt, noch von hinreichender Festigkeit, um auch die im Heere sich bergenden der staatlichen Ordnung widerstrebenden Elemente zu zügeln. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sozialistisch-anarchische Ideen und Grundsätze auch im Heere in unmerklichem, aber stetigem Fortschritt begriffen sind. Wer sich des Gedankens getrösten zu dürfen glaubt, daß es schon früher in der Geschichte Zeiten gegeben habe, wo die staatliche Autorität durch revolutionäre Mächte aufs äußerste bedroht war und sich dennoch siegreich behauptete, der läßt es sicherlich an der vollen Würdigung eines Umstandes fehlen, der nicht selten die Wagschale des Sieges zu Gunsten der bestehenden Autorität gesenkt haben mag: vielleicht fiel ihr der Sieg nur deshalb zu, weil die thatsächliche Überlegenheit des Stärkern keineswegs allein ausreicht, den Schwächern zu überwinden, sondern weil es dazu auch der darauf abzielenden Anwendung der überlegnen Kraft bedarf, und weil diese wieder voraussetzt, daß sich der Stärkere seiner Überlegenheit bewußt geworden ist. Wo dieses Bewußtsein mangelt, gehorcht auch das kraftvolle Haustier selbst widerwillig dem um so vieles schwächern Menschen. Und so mag es auch geschehen sein, daß die Autorität der einmal bestehenden staatlichen Ordnung trotz der thatsächlichen Überlegenheit ihrer Gegner aufrecht erhalten blieb, weil diese nicht dazu gelangten, sich unter einander ihres gegenseitigen Einverständnisses zu versichern, weil sie infolge dessen in ihrer mehr oder weniger ausgeprägten Vereinzelung verharren mußten und daher der Möglichkeit beraubt wurden, sich zu dem einheitlichen Auftreten und Handeln zu organisiren, dessen Nachdruck ihrer wirklich vor-handnen Machtfülle entsprochen haben würde. Die Kompensation der materiellen Inferiorität durch das geistige Element der Autorität aber kann nur so lange fortwirken, als es gelingt, das gegenseitige Einverständnis der Un-

botmäßigen hintanzuhalten. Sobald diese Hemmung aufhört, ist der Nimbus der Autorität dahin, und die Wagschalen der Macht regeln sich nach ihrem materiellen Inhalt. Diese an sich triviale Betrachtung hat für die Gegenwart eine besondere Bedeutung, denn jener Prozeß der Kompensation des geringern materiellen Vermögens durch die Autorität ist heutzutage weit ungünstigern Bedingungen unterworfen, als jemals zuvor; die Pathologie der Funktionsstörungen, denen die Autorität ausgesetzt ist, hat in unsern Tagen mit einer Komplikation zu rechnen, die sich mit gleichem Nachdruck in keinem frühern Abschnitt der Geschichte geltend gemacht hat. Wir meinen den Verkehr, „in dessen Zeichen unsre Zeit steht,“ und zwar den Verkehr in des Wortes weitestem Sinne. Wir meinen vor allem den geistigen Verkehr, der durch seine regsamste Vermittlerin, durch die Presse, unterhalten wird, die mit dem Staube unter andern Eigenschaften auch die Fähigkeit gemein hat, der strengsten Abschließung zum Trotz in die sorgfältigst gehüteten Räume einzudringen; wir bringen auch die Behendigkeit mit in Anschlag, womit heutzutage die persönliche Fortbewegung der Menschen von statten geht, und die man durch Fahrpreisermäßigung und Zonentarife noch zu steigern strebt; wir meinen insbesondere das nie bis zu solcher Entwicklung wie gegenwärtig gediehene Vermögen der Massen, mit einander in unmittelbare persönliche Verbindung zu treten, sich zu sammeln, sich zu verständigen, sich zu verschwören. So sehen wir Vereinigungen der Angehörigen aller möglichen männlichen und weiblichen Berufsclassen und Interessengruppen trotz aller Hindernisse, die ihnen der Staat in den Weg legt, sich anbahnen und sich ins Werk setzen, um durch die Macht ihres Zusammenwirkens ihren Bestrebungen andern Kreisen der Gesellschaft gegenüber Nachdruck und Förderung zu verleihen, Vereinigungen, wie sie frühern Zeiten in solcher Art und in solcher Ausdehnung, mit solcher Schnelligkeit hergestellt, vollkommen fremd waren. Man wird uns daher keiner Schwarzseherei zeihen können, wenn wir uns angesichts dieser Vorgänge des modernen sozialen Lebens und angesichts der stets wachsenden Schwierigkeit, das Heer ihnen gegenüber abzuschließen, nicht gleichgiltig die Leichtigkeit vergegenwärtigen, mit der sich einst die Mobilisirung der staatsfeindlichen Kräfte vollziehen wird, wenn ihre Leiter den Zeitpunkt für einen Versuch gekommen erachten werden, die staatliche Autorität über den Haufen zu stoßen.

„Daß der Zug der Zeit — sagen die Hamburger Nachrichten am Schluß ihres zweiten Aufsatzes — und die Konsequenzen der modernen Kultur unleugbar auch gleichzeitig die Keime in sich tragen, selbst wieder kulturfeindlich zu wirken, ist eine Erscheinung, die sich jedem aufdrängt, dessen Blick nicht an der Oberfläche der Dinge haften bleibt.“ Ohne Zweifel ist dem so. Aber daß damit alles gesagt sei, meinen wohl auch die Hamburger Nachrichten nicht. Oder sollte damit auch gesagt sein, daß wir dieser „kulturfeindlichen modernen Kultur“ Beifall klatschen, und das Unheil, das aus ihr erwächst, widerstandslos

über uns ergehen lassen sollen, nur um human scheinenden Theorien Geltung zu verschaffen? Enthält nicht vielmehr jene Erscheinung eine beredte Mahnung, von der Kultur nicht allzu vertrauensvoll das Heil der Menschheit zu erwarten und uns in dem rücksichtslosen Bestreben, sie mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, einiges Maß aufzuerlegen? Wir glauben diese Frage bejahen zu müssen. Wir glauben uns auch keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn wir Staat und Gesellschaft, die sich als Vollstrecker sogenannter liberaler Doktrinen die Aufklärung der Massen angelegen sein lassen, jenem Unbesonnenen vergleichen, der geschäftig ist, den Ast, auf dem er selber sitzt, in aller Sorglosigkeit abzusägen.

Wir haben uns nie dazu überreden lassen, in die Verherrlichung des deutschen Schulmeisters als angeblichen Siegers von Sadowa und Sedan einzustimmen, wohl aber haben wir längst in der Volksschule eine Mitschuldige an der Entstehung und dem Umsichgreifen jener nüchternen, gemüts- und religionslosen Halbbildung im deutschen Vaterlande erblickt, die zunächst der Unzufriedenheit und dem Neid einen fruchtbaren Boden bereitet und in der Folge die Irrlehren der Sozialdemokratie zu üppigem Gedeihen befördert hat und noch tagtäglich befördert.

Das Odium einer Auflehnung gegen die modernen Doktrinen der Volksbeglückung nehmen wir aber um so getroster auf uns, als uns vergönnt ist, es mit einem hervorragenden Organ des Liberalismus ungefähr zu gleichen Teilen zu tragen. Denn, wie die Hamburger Nachrichten wieder mit Recht hervorheben, „wir leben nicht von Doktrinen, sondern haben mit den Thatfachen zu rechnen.“ Zu den Thatfachen aber, die wir bei keinem sozialpolitischen Rechenexempel außer Acht lassen dürfen, gehört auch die erst vor kurzem von uns in diesen Blättern betonte, daß sich nun einmal die Verschiedenheit in den Lebensverhältnissen der Menschen nicht aus der Welt bannen läßt. Der Menschenfreund wird sich dabei der durch die Erfahrung nicht minder bewährten Thatfache getrösten, daß nicht nur der Besitz, der den Menschen am nachhaltigsten beglückt, die Einfalt des Herzens und der Friede des Gemüts, sondern daß auch Lebensfreude und Lebensgenuß in bescheidenen Verhältnissen gedeihen, ja häufig sogar in höherm Maße als in den Kreisen, denen an den äußern Lebensgütern, materieller oder geistiger Art, ein reicherer Anteil zugefallen ist. Wir können uns nicht enthalten, hier im Vorbeigehen auf die von dem Aufklärungsphilister so häufig bemitleidete Heimat des Analphabetentums, das südliche Italien, hinzuweisen, von dessen Zuständen die unklare Brille besagten Philisters zwar ein abschreckendes Bild liefert, wo aber trotz mancher der Beseitigung unleugbar bedürftigen Mißstände der unbefangene Beobachter in den untern Volksschichten anstatt des durch die Halbbildung eingepflanzten und durch die Sozialdemokratie großgezogenen Mißvergnügens zufriednen und heitern Lebensgenuß herrschen sieht, im Verein mit Sparsamkeit, Genügsamkeit

und Arbeitsamkeit,*) Eigenschaften, die unsern „aufgeklärten“ Arbeitern mehr und mehr abhanden kommen, und wo Verbrechen allerdings in der aufgeregten Phantasie nervöser und furchtbarer Touristen zur Tagesordnung gehören, in Wirklichkeit sich aber selbst in den Großstädten doch bei weitem nicht so häufig wie in unsern eignen Bevölkerungsmittelpunkten ereignen. Stellen wir uns aber einmal auf den Standpunkt, daß wir in der Ungleichheit, die den Menschen gesetzt ist, eine Härte erkennen, so wird doch der wahre Menschenfreund und Patriot darauf bedacht sein, Einflüsse fern zu halten, die dazu beitragen, den Druck eines parteiischen Geschicks noch unerträglicher zu machen, er wird es einer Versündigung an seinen Mitmenschen und am Gemeinwesen gleichachten, solchen Einflüssen Thür und Thor zu öffnen, selbst dann, wenn sie unter Berufung auf Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit Einlaß begehren.

Er wird daher auch der Volksschule gegenüber den entsprechenden Forderungen einsichtiger Humanität und Vaterlandsliebe Gehör zu verschaffen suchen, ohne sich durch die Theorien selbst wohlmeinender Idealisten beirren zu lassen, die sich als Patrioten und Philanthropen gutgläubig brüsten, aber vergessen, daß jedes Ding zwei Seiten hat, und nicht bedenken, daß es unter allen Umständen weise ist, von zwei Übeln das kleinere zu wählen; er wird dahin streben, daß die Volksschule dem Anspruch entsage, während einer Lehrzeit, die ohne Rücksicht auf die Schranken bemessen ist, in denen sich die künftige Lebenslaufbahn des Züglings bewegt, ihre Aufgabe darin zu suchen, diesen mit einer möglichst großen Masse von Wissensstoff zu beladen; er wird ihr als obersten sozialpolitischen wie pädagogischen Grundsatz empfehlen, ihr Rüstzeug für das praktische Bedürfnis der ihr anvertrauten heranwachsenden Menschen und Staatsbürger einzurichten und dabei über der Pflege des Verstandes nicht das Herz, über der Pflege der geistigen nicht die der noch wichtigeren leiblichen Gesundheit zu vernachlässigen. Er wird sie endlich daran erinnern dürfen, daß ihr eine doppelte Verantwortung erwächst durch den bestehenden Schulzwang, diese vielgepriesene Errungenschaft eines falschen Liberalismus, auf die wir unsrerseits ohne allzu großes Widerstreben Verzicht leisten würden, eingedenk des ehrwürdigen Rechtspruchs: Beneficia non obtruduntur, dessen Weisheit, soweit er hier überhaupt anwendbar ist, wir auch heute noch keineswegs als veraltet betrachten. Im übrigen aber wird der echte Volksefreund niemandem Anlaß geben, ihn in seinen Ansprüchen an die Leistungen der Volksschule der Unbescheidenheit zu zeihen.

Haben wir uns bisher auf eine hervorragende Stimme der liberalen weltlichen Presse berufen können, so sehen wir uns zum Schluß in die angenehme Lage versetzt, auch einen Ausspruch der liberalen kirchlichen Presse für uns

*) Die mißverständne Mythe vom trägen Lazzarone hat bekanntlich schon Goethe abgelehnt.

anzuführen. Die „Kirche,“ ein „protestantisches Sonntagsblatt,“ knüpft in einer ihrer vorjährigen Nummern an die Mitteilung über eine zu Gießen abgehaltne Gerichtsverhandlung, in der dreizehn Gymnasiasten wegen Diebstahls zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, die Frage: „Wie ist etwas derartiges möglich? Was sind das für Erziehungsfrüchte?“ und erteilt dann auf diese Frage selbst die Antwort: „Das ist es eben, daß viele unsrer heutigen Schulen zwar viel unterrichten, aber zu wenig erziehen. Hier mangelt die christliche Liebe, die nicht nur gelehrte und »gebildete,« sondern vor allem sittlichreine und glückliche Menschen erziehen will.“ Das ist uns aus der Seele gesprochen!



Heinrich Heine und die Kleinen von den Seinen



ären die Grenzboten nicht, wie es ihr Beruf mit sich bringt, anspruchslöse Leute, so könnten sie dann und wann eine hohe Meinung von ihrem Einfluß bekommen. So in einem Falle neuesten Datums. Ganz kürzlich haben wir gewissen Zeitungen nahegelegt, sie möchten sich als Organe des Judentums bekennen, und schon geht uns eine Nummer eines „führenden“ Blattes jener Art zu, deren Inhalt zu verraten scheint, daß die Redaktion einsieht, wie berechtigt jenes Ansinnen war. Den Hauptinhalt bildet nämlich 1. der Leitartikel: ein langes Wehegeschrei über eine dem Andenken eines Juden verweigerte Huldigung. Über diese Leistung sprechen wir nachher. 2. ein Feuilleton, überschrieben „Ein rundes Leben.“ Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Leben des österreichischen Geschichtsforschers Arneth und beginnt: „Wie in der Wüste die vielen Kameelgerippe auf die Irrwege einer Karawane hinweisen, so deuten die vielen gestürzten Ministerien auf die verfehlten Bahnen Österreichs.“ Später „stürmt Ranke ins Staatsarchiv, klein, verwachsen, mit einem riesigen Haupt und grauem Haarwald, ein Hofzwerg der Geschichtsregentin Kllo.“ Und am Schlusse heißt es: „An der Wirtstafel in Nürnberg fragte Albrecht Dürer die Kunstgenossen, welches Ding das einfachste und dennoch das schwierigste sei und sich sogleich probiren lasse? Während sie hin und her rieten, ergrieff er eine Kreide und zog mit freier Hand einen Kreis auf die dunkle Tischplatte. Nun untersuchten die Genossen diesen Kreis mit dem Zirkel und fanden ihn tadellos richtig. Ein so rundes Leben gleich Dürers Kreide ohne Falsch und Fehl liegt hier vor uns ausgebreitet.“ Quod erat demonstrandum. Der Verfasser, vermutlich derselbe ausgezeichnete Stilist, der einmal Herrn von